

Gabriele Haug-Schnabel

Die „Natur des Menschen“ und die Beachtung des humanitären Völkerrechts

1. Einleitung

Angesichts der immensen Zahl schwerster Verletzungen des humanitären Völkerrechts erhebt sich die Frage, ob die Natur des Menschen ihm ein humanes Verhalten überhaupt gestattet.

Andererseits erleben wir täglich Beispiele der Menschlichkeit, die der Hoffnung auch auf die Einhaltung humanitärer Völkerrechtsnormen neue Nahrung geben.

Um diese Variabilität menschlicher Verhaltensweisen verstehen und nicht zuletzt die Chancen humanen Verhaltens selbst in bewaffneten Konflikten abschätzen zu können, müssen wir uns mit der „Natur des Menschen“ beschäftigen.

Sobald von der Natur des Menschen die Rede ist, also unsere Stammesgeschichte oder gar unsere genetische Ausstattung zur Sprache kommt, wittert manch einer einen klaren Hinweis auf naturgegebene, also unwiderruflich festgelegte Anlagen in uns. Es scheint um abgeschlossene biologische Programme zu gehen, von denen viele annehmen, dass sie bereits fertig – ohne die Möglichkeit zur Abänderung durch äußere Einflussnahmen – zur Welt gebracht werden. Und der Vorwurf des biologischen Determinismus, der Deutung aller menschlichen Phänomene durch biologische Fakten oder Theorien wird nicht lange auf sich warten lassen. Die Angst vor dem Tier im Menschen ist da.

Naturgegebene Anlagen, Verhaltensdispositionen, ein biologisch bedingtes Verhalten, all diese naturwissenschaftlichen Begriffe lassen den Menschen auf den ersten Blick festgelegt und unfrei erscheinen. Aber die Erkenntnis, dass ein Verhaltensimpuls, von dem man bisher annahm, er wäre allein im Laufe der Sozialisation entstanden, in Wirklichkeit bereits in der menschlichen Natur verankert ist, diese Erkenntnis ändert nichts an der Wahlfreiheit des Einzelnen, diesem Impuls zu folgen oder ihm zu widerstehen. Unsere basale Antriebsstruktur ist genetisch festgelegt. Unsere Gefühle wie etwa Hunger, Durst, Zorn, Neugierde, Spielfreude, sexuelle Begierde und Zuneigung sind ererbt, was aber keineswegs zwangsläufig zur Folge haben muss, dass wir diesen Gefühlen immer und sofort nachgeben müssen, wenn sie auftreten, wie Hungerstreik, sexuelle Enthaltsamkeit, Aggressionsvermeidung sowie Arbeiten trotz Unlustgefühl beweisen.¹ Die Feststellung, bestimmte Handlungsimpulse seien in der menschlichen Natur verankert, steckt den Men-

schens keineswegs in die Zwangsjacke biologischer Determination. Im Gegenteil: Das Wissen und die Einsicht, dass bestimmte menschliche Verhaltens-tendenzen durch Impulse der Natur mitbedingt sind, lässt uns zwischen auch heute noch wichtigen und zu stärkenden Faktoren aus unserem evolutionären Rucksack und mit unseren heutigen Lebensvorstellungen nicht mehr zu vereinbarenden und daher gefährlichen biologischen Impulsen unterscheiden. Letztere müssen im Laufe der Sozialisation im Hinblick auf ein humanes Zusammenleben kulturell überformt werden. Doch allein das Wissen über die Herkunft unserer Verhaltenstendenzen gibt uns die Möglichkeit zu differenzieren und gezielt zu beeinflussen.

Gruppenaggression

Ein Beispiel für die gefährliche Dynamik biologischer Phänomene ist die gegen eine feindliche Gruppe oder gegen Außenseiter der eigenen Gruppe, die einleitend die komplexen Zusammenhänge verdeutlichen soll. Die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch kann beobachtet werden, dass Mitglieder einer Gruppe aggressiv auf bedrohlich empfundene Angriffe gegen eigene Gruppenmitglieder oder auch gegen Beeinträchtigungen von Gruppeninteressen durch Mitglieder einer anderen Gruppe reagieren. Genauso kann es zu aggressiven Ausgrenzungen eines missliebigen Gruppenmitglieds kommen, sobald die Restgruppe sich oder ihre Interessen bedroht sieht oder sich einen Nutzen, z.B. Veränderungen in der Hierarchie, von der Aussonderung eines stigmatisierten Mitglieds verspricht.

Konrad Lorenz hat wohl als erster erkannt, dass der Funktionszusammenhang der Gruppenaggression zwei ursprünglich ganz unterschiedliche Einzelfunktionen verknüpft und sich dadurch selbst stabilisiert, ja nahezu automatisiert: Der Angriff, nach außen gegen den Gruppenfeind gerichtet, ist eine Komponente, gleichzeitig wirkt sich jedoch dieser aggressive Akt auch gruppenintern aus, es kommt zur Solidarisierung mit den Mitgliedern der eigenen Gruppe, der zweite Effekt. Der gemeinsame Angriff nach außen schweißt die Gruppe enger zusammen; er vermittelt jedem Gruppenmitglied das Gefühl dazuzugehören.

Der stammesgeschichtlich viel ältere Blickkontakt, nicht die vergleichsweise „junge“ verbale Verständigung ist dabei die entscheidende Kommunikationsform, die synchronisierende Kraft in massensuggestiven Situationen. Durch Beobachtungen des Blickverhaltens bei Gruppenaggressionen ist es möglich, die Angriffskomponente nach außen und die Solidarisierungskomponente nach innen durch Zahlenwerte nachzuweisen, und das bereits bei drei bis sechsjährigen Kindern in Kindergärten.

Die Datenbasis für diese Ergebnisse lieferten 41 Szenen gruppenaggressiver Auseinandersetzungen im Kindergarten, in denen – vorab per Definition festgelegt – jeweils eine Gruppe von drei oder mehr Kindern eine andere Gruppe von drei oder mehr Kindern bedrohte oder von diesen bedroht wurde. In jeder der Szenen wurde das Blickverhalten des Kindes protokolliert, das der Wortführer war oder der „Gegnergruppe“ am nächsten stand. Gezählt wurden des-

1 B. Hassenstein, Verhaltensbiologie des Kindes, Frankfurt am Main, 2000.

sen Blickwechsel von einem Kind zum anderen innerhalb von 30 Sekunden zu Beginn einer Auseinandersetzung.

Das Datenmaterial über getätigte Blickwechsel belegt, dass das mit einem Angriff drohende Kind zu Beginn des Konfliktes sechsmal so häufig visuell mit Mitgliedern seiner eigenen Gruppe kommunizierte als das bedrohte Kind. Das bedeutet, dass ein mit einem Angriff drohendes Kind zu Beginn einer Auseinandersetzung weniger seine Gegner anblickt, als dass es das Verhalten der eigenen Gruppenmitglieder beobachtet. Auf der Seite der Drohenden scheint es für die Durchführung eines Angriffs von höchster Wichtigkeit zu sein, die Solidarität unter den eigenen Gruppenmitgliedern im Auge zu behalten. Weit weniger Blicke, die durch Hinzuziehung weiterer Informationen, wie z. B. Mimik und Körperhaltung, als Droh- und Angriffssignale zu verstehen sind, gelten dem Gegner.

Im Gegensatz hierzu behält das bedrohte Kind vor allem die Gegner im Auge; die Beobachtung seiner ebenfalls bedrohten Gruppenmitglieder ist bedeutend seltener. In der Situation der Bedrohung scheint die genaue Beobachtung des Gegners, seiner Droh- und Angriffssignale, zur besseren Selbstverteidigung wichtiger zu sein als die Orientierung über die Gruppensituation, die aber trotz aller Bedrohung regelmäßig stattfindet.

Schon in dieser Altersgruppe, die noch über wenig Sozialisationserfahrung bezüglich Gruppenaggression verfügen dürfte, liegt offensichtlich der Zusammenhang zwischen Aggression nach außen gegen den Gruppenfeind und einer gleichzeitigen Solidarisierung mit Mitgliedern der eigenen Gruppe zur Stabilisierung des Gruppenzusammenhalts als naturgegebenes Programm abrufbereit vor.²

Neben diesen Ergebnissen zum Anführerverhalten in gruppenaggressiven Situationen können Verhaltensbeobachtungen auch Einblicke in das Verhalten verschiedener Gruppenmitglieder gegenüber einem Außenseiter bieten. Auch hier findet sich ein enger Zusammenhang zwischen Aggression nach außen und Solidarisierung im Innern. Ein Beispiel: *Bea*, ein vierjähriges Mädchen, hatte beim Alleinspiel im Sand die Tiefgarage einer anderen Spielgruppe ausgegraben und war mit den freigelegten Autos weggegangen. Nach Bemerkungen des Zwischenfalls wurde *Bea* von den Betroffenen beschimpft und angegriffen. Einer der Angreifer näherte sein Gesicht bis auf wenige Zentimeter ihrem Gesicht und stieß sie durch langsames Vorwärtsgen mit der Brust immer weiter weg. Er beschimpfte sie mit dem Ausdruck „Spielkaputtmacher“.

Bea wurde in den nächsten 40 Minuten in kein Spiel einbezogen und in dieser Zeit von fünf Kindern in identischer Weise beschimpft. Bei Kindergartenende stellte sich ihr ein am Konflikt nicht direkt beteiligter Junge in den Weg, berührte mit seiner Nase fast ihr Gesicht und trieb sie mit Oberkörperstößen rückwärts in den Garten zurück. Der Vorfall wurde von Kindern der

betroffenen Spielgruppe mit deutlichen Zeichen der Anerkennung beobachtet und mit einer Spieleinladung an den „Täter“ belohnt.

In den nächsten 14 Beobachtungsstunden wurde *Bea* nie zum Mitspiel aufgefordert, 17mal im Vorbeigehen „Spielkaputtmacher“ genannt und von sechs verschiedenen Kindern (unter ihnen nicht der Erstangreifer!) neunmal mit Oberkörperstößen rückwärts durch den Raum getrieben, ohne dass ein Konflikt vorausgegangen war. Bei vier dieser neun körperlichen Angriffe gegen *Bea* waren die anderen Gruppenmitglieder bereits vorab durch Blicke, Lachen und Handzeichen auf das geplante Tun aufmerksam gemacht worden.

Folgendes scheint bei dieser Dokumentation beachtenswert:

Im Gegensatz zu anfänglichen Vergeltungsmaßnahmen gegen *Bea*, bei denen Auslösesituation und direkt Betroffene eindeutig zu isolieren gewesen waren, stand bei den nachfolgenden Kopien der Erstattacke die Anregung zu nachgeahmten Aggressionsformen als Zeichen der Solidarisierung mit den übrigen Gruppenmitgliedern gegen den Außenseiter im Vordergrund. Kein auslösender Konflikt startete diese Aggression, sondern der Wunsch, ein Signal des Dazugehörens zu setzen: Wir gehören zusammen, wir haben denselben Feind.

Die Tendenz zur Gruppenaggression als Verteidigungsmaßnahme angegriffener Gruppenmitglieder oder in Frage gestellter Gruppenwerte und die Ausgrenzung von Außenseitern sind ursprüngliche biologische Phänomene von gefährlicher Dynamik, die den darüber unaufgeklärten Menschen blitzschnell in ihren Bann ziehen. Erst nach Bewusstmachen ihrer ererbten, unmenschlichen Seite können diese Spuren aus unserer Vergangenheit vom willensfreien Menschen bewusst überwunden werden. Rechnet man die angeführten kindlichen Verhaltenstendenzen hoch, überträgt also kindliches Verhalten in das Verhalten Erwachsener und wechselt von Alltagssituationen auf die Ausnahmesituation akuter existentieller Bedrohung im Krieg, so muss, abgesichert durch Solidarisierungsnetze, mit der Mobilisierung aller aggressiven Kräfte gegen die gerechnet werden, die man als Feinde sieht oder als zum Feind gehörig zählt.

Die besondere Anfälligkeit des Menschen für aggressive Solidarisierung, selbst bei eigener Nichtbetroffenheit und Unversehrtheit, zeigt Abgründe der menschlichen Natur auf. Doch was bedeutet es für das Selbstverständnis des entscheidungsfreien, kulturell bestimmten Menschen, wenn in für unsere Menschenwürde ausschlaggebenden Bereichen biologische Triebfedern maßgebend wirksam sind und berauschend wirken können? Wie bereits angesprochen, ist es ein wissenschaftliches Missverständnis zu meinen, wo biologisch begründete Triebfedern im Menschen wirksam sind, sei sein Verhalten auf feste Gleise instinktiver Determination festgelegt. Für die Durchsetzungskraft eines Verhalten ist es völlig gleichgültig, ob es erlernt oder ererbt ist, allein, welcher Antrieb im Moment am stärksten aktiviert ist, entscheidet – gemäß dem Höchstwertdurchlass – über das gezeigte Verhalten. Triebfedern aus dem geistigen Bereich können sich gegen biologisch bedingte Impulse durch-

2 G. Haug-Schnabel, Das neue biologische Aggressionsverständnis, in: Biologie in unserer Zeit 24, Nr. 5, 1994, S. 65-70.

setzen, vorausgesetzt, sie sind vorhanden, werden gefördert und als sozial attraktiv eingestuft. Dies ist eine fundamental wichtige Korrektur bestehender anthropologischer Thesen durch die Humanethologie.

In Friedenszeiten, in den Familien, in Nachbarschaft und Schule, muss Humanität gelernt, gelebt und als wertvoll eingeschätzt werden. Die Wahrnehmung von Gegensätzen und der akzeptierend-tolerante oder bewertend-ablehnende Umgang mit ihnen geschieht nicht erst in Zeiten extremer emotionaler Belastung, sondern festigt sich in friedlichen Phasen, und vor diesem erfahrenen Sozialisationshintergrund wird reagiert. Biologische Programme sind vorhanden, doch sie sind umprogrammierbar. Schon Kinder können lernen, massensuggestive Stimmungen zu erkennen, sich nicht vom Rausch der Gruppe mitreißen zu lassen und Einsatz für situativ Ausgegrenzte und Außenseiter zu zeigen. Jedoch verlangt dieser Anspruch ein hohes pädagogisches Engagement, hinsehen, nicht wegschauen. Immer mehr Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass grausamste Verbrechen in Krieg- wie in Friedenszeiten lange ignorierte, bagatellierte Vorgeschichten haben, deren Signalcharakter unerkannt blieb und somit einer zunehmenden Eskalation nichts entgegengesetzt wurde. Bereits zu Beginn massenaggressiver Situationen ist höchste Aufmerksamkeit für diese untrüglichen Alarmzeichen erwachender Aggressionsbereitschaft geboten. Schnelle, klare und von der Gemeinschaft entschieden getragene Interventionen sind allein humanitätserhaltend. Eine eindeutige Distanzierung und Einschreitbereitschaft schwächt die Solidarität unter den Angreifern, Mitläufer werden mit ihrer fatalen Funktion konfrontiert. Die in ihren Reihen typische Verantwortungsdiffusion wird durchschaut, ihre mitleidlose Gruppentarnung entlarvt. Gelingt es, Mitmacher zum Innehalten und Nachdenken zu bringen, bricht das System wie ein Kartenhaus zusammen, der Automatismus ist unterbrochen. Diese Zusammenhänge wurden für Kindergruppen und Bully-Verhalten unter Jugendlichen eindeutig erkannt. Die Angreifer lassen von ihrem Vorhaben ab, sich bewusst, dass es ihnen zur Weiterführung an Sympathisanten fehlen wird. Sie brauchen die Rückendeckung und den Applaus der Menge für die Durchführung dieser speziellen aggressiven Akte, vor allem, wenn das Vorhaben weitere Eskalation mit sich bringt.³

2. Interdisziplinäres Nachdenken über den Menschen

Ist der Mensch als Natur- und Kulturwesen in der Lage, sich mit freiem Willen für ein vernünftiges und von Humanität getragenes Handeln zu entscheiden? Kann er z.B. seiner Aggressionen Herr werden?

3 G. Haug-Schnabel, Aggressionen im Kindergarten. Praxisbuch, Freiburg 1999.

Die Humanethologie erforscht die Natur des Menschen.⁴ Sie fragt nach seiner biologischen Mitgift, die die Entfaltung der Zivilisation und Kultur möglich gemacht hat. Die Soziobiologie, eine Nachbarwissenschaft, hat sich zum Ziel gesetzt, die biologischen Wurzeln unseres Sozialverhaltens zu ergründen und herauszufinden, inwieweit unsere Fähigkeit, Kultur zu entwickeln, ebenfalls von biologischen – streng genommen genetischen – Faktoren bestimmt wird, die logische Folge aus der Tatsache, dass der Mensch in der organischen Evolution entstanden ist und sich körperlich, so z. B. auch sein Gehirn, unter den Bedingungen der Evolution entwickelt hat. Aber selbst die Soziobiologie behauptet nicht, dass die kulturelle Evolution allein im Biologischen verwurzelt bleibt, ohne eigene Gesetzmäßigkeiten zu entwickeln, die über die Mechanismen der organischen Evolution hinausgehen.

Überall, wo der Mensch Werkzeuge herstellt und sein technisches Know-how weitergibt, wo er bewusst über seine Existenz nachdenkt und die Ergebnisse seines Nachdenkens in Symbolen, Riten und Moralvorstellungen „entäußert“ – überall dort stoßen wir auf Kultur. Ausgrabungen und Höhlenzeichnungen zeigen uns, dass unsere Vorfahren bereits vielfältige Kulturformen hatten.⁵ Man hat lange nicht bedacht, dass auch das Sozialverhalten ein Produkt der Evolution ist, ebenso unser menschlicher Geist, der sich in den bisherigen vier bis fünf Millionen Jahren der Menschheitsgeschichte der Hominiden, über Australopithecus, Homo habilis, Homo erectus zum Homo sapiens sapiens herausgebildet hat, z.B. das Bewusstsein unserer selbst, das Wissen um unsere Sterblichkeit. Oder die Fähigkeit der Zeitrepräsentanz, die uns ein Erinnern an gestern, ein auf gestern und morgen abgestimmtes Heute und das Wissen um zukünftige Bedürfnisse, Ängste, Gefahren und Chancen ermöglicht.

Diese Fragen interdisziplinär anzugehen, ist forschungsgeschichtlich neu. Geisteswissenschaftliche Ideen und naturwissenschaftliche Vorstellungen über den Menschen bekämpften sich erschreckend lange. Die Arbeitsweise und die Ergebnisse beider Großdisziplinen galten als unvereinbar. Es kam zu aggressiven Akten, zur Diffamierung von Naturwissenschaftlern und zur massiven Behinderung ihrer Forschung. In dieser Hexenkessel-Situation veröffentlichte die Zeitschrift „American Psychologist“ im Juli 1972 eine Erklärung von 50 führenden Wissenschaftlern, die sich engagiert für freie Forschungsmöglichkeiten zur Rolle der Vererbung im menschlichen Verhalten und gegen jede Form der persönlichen Unterdrückung von Wissenschaftlern und gegen jeden moralistischen Fehlschluss aussprachen: „Wir richten diesen Aufruf an Sie alle, weil wir als Wissenschaftler glauben, dass menschliche Probleme am ehesten durch wachsendes Wissen gelöst werden können, und

4 G. Haug-Schnabel, Humanethologie. Die Biologie des menschlichen Verhaltens – eine Disziplin auf der Suche nach einem Weg zwischen den Extremen, in: M. Schmitt (Hrsg.), Lexikon der Biologie, Bd. 10 Biologie im Überblick, Freiburg 1992, S. 491–496.

5 F. M. Wuketits, Gene, Kultur und Moral. Soziobiologie – Pro und Contra, Darmstadt 1990.

dass solcher Wissenszuwachs weit eher zur Vermehrung menschlichen Glücks beiträgt als ideologisch-dogmatische Forschungs- und Lehrverbote“ (deutsche Übersetzung in Neumann, 1979).

Das menschliche Verhalten ist weder völlig ererbt noch ausschließlich erlernt. Der Mensch ist das Resultat seiner Erbanlagen und seiner Umwelt. Natur- und Kulturseite machen ihn zum Menschen. Jeder Mensch braucht z.B. für seine Intelligenz genetische Anlagen und eine Umwelt, in der diese sich entfalten können. Genetische Potenzen müssen durch die Sozialisation realisiert werden. Bei unseren Kindern gilt es also nicht, eine fehlende genetische Ausstattung zu beklagen und diese achselzuckend zu konstatieren; vielmehr ist der vehemente Einsatz für eine Verbesserung der Bildungsumwelt zur Realisierung der vorhandenen Anlagen angesagt.

Wenn die Information, die einem Verhalten zugrunde liegt, im Genom verankert ist, hat es als ererbt zu gelten. Das heißt jedoch nicht, dass es nicht durch Lernprozesse veränderbar, zum Beispiel zügelbar wäre. So besitzt ein Mensch angeborenermaßen unterschiedliche Bereitschaften, um Widerstände aggressiv zu überwinden und zu siegen. Nach vielfältigen Regeln lernt er jedoch während seiner kulturspezifischen Kindheit und Jugend mit aggressionsauslösenden Reizen umzugehen, auch seine Reaktionen hierauf – soweit es die Kulturwerte vorschreiben – zu zügeln. Man lernt aber auch in seiner Gemeinschaft und von seinen Vorbildern, in welchen Situationen Aggression angebracht ist oder nicht, gegen welche Gegner oder gegen welche kulturell geprägten Feindschemata sie sich richten soll. Jedes Lernen wiederum findet auf der Basis eines ererbten, phylogenetisch erworbenen Lernmechanismus statt und ist allein innerhalb dieses Rahmens durch Umlernen aufgrund neuer Erfahrungen veränderbar. Deshalb können wir, auch wenn wir uns noch so bemühen, einer Schildkröte nicht das Lesen beibringen.

Die Glücksforschung, ganz aktuell von Hirnphysiologen, Philosophen und Biologen betrieben, zeigt uns, dass das unmittelbare Erleben, das Herantasten an neue Grenzen, ständiges anstrengendes Lernen von neuen Zusammenhängen, die Erfahrung von Bestätigung und Innovation höchst erfolgreiche Wege sind, unsere Glücksgefühle zu vermehren.

Ist die Suche nach Glück womöglich eine äußerst geschickte, naturgegebene Strategie der Evolution, um erfolgreich den Kampf gegen die menschliche Trägheit aufzunehmen? Um den Menschen anzuspornen, Neues in Angriff zu nehmen, sich an die Bearbeitung von bislang Unverstandenenem zu machen? Lernen, das bedeutet das Anlegen neuer Nervenetze. Das kostet Energie. Unser überaus effizientes Gehirn versucht aber, Anstrengung zu minimieren. Will man vorwärts, dann muss genau diese Hürde überwunden werden. Das scheint der Evolution gelungen zu sein. Neue Erfahrungen, deren Erfolgsweg Anstrengungen mit sich brachte, werden durch Glücksempfinden dank ausgeschütteter Glückshormone belohnt. Sich diesem Tun immer wieder erneut zuzuwenden, wird also verstärkt. Die Suche nach Glück lässt genau hier die Chance aufkommen, dass wir immer weiter bereit sind, zu lernen, zu for-

schen und zu verstehen. Neugierig, wissbegierig auf der Suche nach neuen Lerninhalten und neuem Verständnis, das glücklich macht.

Der Mensch hat eine Natur- und eine Kulturseite, beide machen den Menschen aus. Wenn es uns um ein humanes Leben geht, müssen beide Wurzeln unseres Verhaltens berücksichtigt, auf beiden Seiten die Mäzene gefördert, auf beiden Seiten die Widersacher neutralisiert werden.⁶

3. Die menschlichen Vorfahren

Heute sind viele Humanwissenschaftler an einem Menschenbild, das dem Menschen als Natur- und Kulturwesen gerecht wird, interessiert. Die Humanethologie verspricht sich von der Betrachtung des frühen und des heutigen Menschen und von den Erklärungsversuchen seines Handelns keine Billigung oder gar Rechtfertigung für unser allzu oft asoziales, unmenschliches Tun; eben kein perfektes Alibi, verschafft durch unsere uralte Biologie.

Wenn wir mehr Einzelheiten über die Anfänge sozialer Organisation des Menschen wissen wollen, als uns Ausgrabungen vermitteln können, wenden wir uns den traditionellen Gesellschaften zu. Es ist die Methode des Kulturvergleichs, um Universalien, kulturübergreifende Gemeinsamkeiten menschlichen Verhaltens, kennen zu lernen.⁷ Die Lebensweisen der heutigen traditionellen Gesellschaften erleichtern uns die Vorstellung über unsere Vergangenheit, obwohl diese Menschen, wie wir, Angehörige der Spezies *Homo sapiens sapiens* mit allen intellektuellen Potentialen dieser Entwicklungsstufe und deshalb nicht mit unseren stammesgeschichtlichen Urahnen identisch sind. Ihre Lebensweisen und sozialen Strukturen, wie sie etwa bei traditionellen Gesellschaften in Südamerika, Südafrika und in Neuguinea zu finden sind, scheinen jedoch nach unserem heutigen Kenntnisstand dem Leben unserer Vorfahren mehr zu ähneln, als dies unser Leben in den industrialisierten Großgesellschaften der Jetztzeit tut. Der auffälligste Unterschied ist das Fehlen „technischer“ Zivilisation. Das ist auch der Grund, weshalb wir durch die Beobachtung und Analyse ihres Verhaltens versuchen, unser biologisch ursprüngliches Verhalten besser zu erkennen und dadurch auch eher verstehen zu lernen.

Welche Sozialstruktur dürfen wir gemäß dieser Ergebnisse bei unseren Vorfahren vermuten? Unsere Vorfahren lebten immer in Gruppen, anfänglich 30 bis 40 Individuen pro Sozietät, später maximal 100 bis 150 im geschlossenen Sozialverband. Anfangs, das waren 99 Prozent der bisherigen Menschheitsgeschichte, waren es typische Jäger- und Sammlergemeinschaften mit einer obligatorischen Aufteilung der Pflanzen, Kleintiere und hin- und wieder erbeuteten Jagdtiere unter den Mitgliedern der eigenen Gruppe.

6 B. Hassenstein, Zur Natur des Menschen: Innere Widersacher gegen Vernunft und Humanität? in: Wissenschaft und Fortschritt 41, 1991, S. 147-152, 193-198.

7 I. Eibl-Eibesfeldt, Die Biologie des menschlichen Verhaltens, München 1997.

Der Zusammenhalt der Gruppe war existentiell. Kommunikation ermöglichte die Koordination von Gemeinschaftsaktivitäten. Je besser die Verständigung zwischen den Gruppenmitgliedern funktionierte, was neben einer gemeinsamen Sprache eine überschaubare Größe und auch gemeinsame Vorstellungen über das Gruppenleben voraussetzte, desto stabiler wurde diese Sozietät. All-gemeingültige Gruppennormen und weitergegebene Traditionen dürfen vermutet werden, nachdem sich bereits bei sozial lebenden Tieren auf genetischer Basis Gruppennormen in Form von altruistischem Verhalten zur Garantie des Gruppenzusammenhalts entwickelt haben. Bandstiftende, befriedigende Verhaltensweisen gewannen immer mehr soziale Attraktivität.

Es entstand ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, die vertrauten Mitglieder der eigenen Gruppe erweckten Sympathie. Erfolgreich abgeschlossene Rangordnungskämpfe stabilisierten die Gruppe bis erneut Positionseignungen zur Klärung anstanden. Gruppenidentität kam auf, ein Trend, der zwangsläufig Individuen, mit denen es zu keiner Verständigung kam, mit Skepsis betrachten ließ. Das konnten Außenseiter der eigenen Gruppe wie auch Fremde sein. Stigmatisierung, das Kenntlichmachen von Unterschieden, wird es bereits damals gegeben haben. Heute kennt man Ausgrenzungsmechanismen genau: Es ist die diffamierende verbale Aggression, die diesen Prozess anlaufen lässt, unterstützt von Hänseleien, Piesacken und Quälen, Mobbing genannt, begleitet von dehumanisierenden Äußerungen. Die fatalen Wirkungen akzeptierter Entmenschlichung von Gegnern durch verbale Aggression, ungebremster Diffamierung durch abwertende und ausgrenzende (Beute- oder Haus-)Tier- oder Unratbezeichnungen oder etikettierende Hinweise auf körperliche oder geistige Mängel werden unterschätzt, ihr Einfluss auf verantwortungsloses Handeln viel zu oft nicht wahrgenommen. Es sind besonders explosive Teile der Gruppenaggression, die sich zusätzlicher biologischer Komponenten der Gruppenbildung wie Verhaltenssynchronisation, soziale Anregung und die angeborene Reaktion auf soziale Auslöser bedienen und sich von Individuum zu Individuum fortsetzen können, ohne dass jeder einzelne Beteiligte vorab Zeuge oder gar Opfer des „Gegners“ gewesen sein müsste. Abwertende Dehumanisierung wirkt gruppenbindend und euphorisierend, abermals solidarisiert und geht mit Selbstüberschätzung, Abstumpfung und gefährlicher Verantwortungsdiffusion einher, die, wird nicht frühzeitig Einhalt geboten, jede intellektuelle Kontrolle ausschaltet und biologische Aggressionshemmungen wie Beschwichtigung und Mitleid neutralisiert.

Das Verhalten eines Individuums auf sich allein gestellt und das Verhalten eines Individuums in der Gruppe, sein Gruppenverhalten, können sich heute – wie in der menschlichen Frühgeschichte – selbst nach identischen Auslösesituationen grundlegend unterscheiden: Bereits das bloße Beobachten des Verhaltens anderer fördert naturgemäß die Tendenz, es ihnen gleich zu tun. Stimmungsangleichung oder Stimmungsübertragung nennt man dieses bereits mit unseren Genen mitgelieferte Programm, das keinem Lernprozess unterliegt und somit keiner einschlägigen Erfahrung bedarf. Stimmungsübertra-

gung darf nicht mit Nachahmung verwechselt werden. Es ist ein ansteckendes Verhalten, auch bei vielen sozial lebenden Tieren zu finden, bei dem die Motivation eines oder weniger Individuen durch die Mehrzahl der Gruppenmitglieder übernommen wird. Komplementär hierzu ist das Mach-mit-Verhalten, ein Paket von Verhaltensweisen, die teils unbewusst, teils bewusst eingesetzt werden, sobald jemand anderes begeistert, zum Mitmachen motiviert werden soll. Hiermit arbeiten erfolgreiche Pädagogen, hierzu gehört das angeborene Spielgesicht, zum Spiel auffordernde angeborene Motorik und später dann auch gelernte verbale Anfeuerungen. Genauso gehören hierher aber auch als herzlos und brutal zu bewertende aggressive Eskalationen, wenn man ein Opfer immer weiter zurückweichen oder wehrlos werden sieht. In beiden Fällen geht es um die Übernahme von Motivationen bzw. Verhaltensweisen durch die Mehrzahl der Gruppenmitglieder. Ausschlaggebend ist die spontane Stimmungsübertragung auf motivationaler Ebene: ein und dasselbe Programm zur Verhaltenssynchronisation, jedoch jeweils kontextabhängig mit völlig unterschiedlich zu bewertender Zielsetzung. Soll hier pädagogisch interveniert werden, was im zweiten Fall diskussionslos zu fordern ist, muss die Motivationsebene direkt angesprochen werden. Es muss mir ein Anliegen sein, mich anders zu verhalten und andere auf ihr Fehlverhalten und seine Konsequenzen aufmerksam zu machen. Zivilcourage gehört in diesen Bereich.

Bei den spontan ausgelösten Gefühlen anlässlich zufälliger Begegnung mit Fremden muss es sich bei unseren Vorfahren keineswegs um Fremdenhass, noch nicht einmal um Fremdenfurcht gehandelt haben. Zum Überleben ausreichend wäre bereits eine unablässige kritische Aufmerksamkeit gewesen. Da unter Umständen alles von einer raschen Reaktion abhing, muss dieses Misstrauen bereit gewesen sein, auf kleinste Anzeichen hin in Aggression oder Flucht umzuschlagen, begleitet von den Emotionen Hass oder Angst. Hierbei ist die Wahrnehmung „fremd“ eine subjektive Empfindung.⁸

Die Begrenztheit unseres Wahrnehmungsapparates und eine spezielle Strategie zur Erhöhung der Effizienz des Verarbeitungsaufwandes müssen in diesem Zusammenhang angesprochen und aus unserer heutigen Sicht als biologische Falle gekennzeichnet werden. Es geht um die emotional-evaluative Erstreaktion, deren evolutiver Anpassungswert in der Begünstigung einer notfalls raschen Entscheidung zu eindeutigem Handeln vermutet wird. Unser Gehirn verfügt über einen Automatismus, der alles, was er wahrnimmt, zuerst in „gut“ oder „schlecht“ einteilt. Innerhalb von 200 Millisekunden nach der Begegnung mit einem Menschen, Gegenstand, Geräusch oder Geruch fällt diese Schwarz-Weiß-Entscheidung. Noch vor einer bewussten Registrierung, Identifizierung, Einschätzung und lange vor rationaler Kontrolle läuft eine

8 D. E. Zimmer, Die Angst vor dem Anderen, in: Die Zeit 2000, Nr. 28, S. 23; Nr. 29, S. 25; Nr. 30, S. 25.

vorbewusste emotionale Erstreaktion ab.⁹ Der individuelle Erfahrungshintergrund, die Erziehung, die momentane Befindlichkeit und das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Angst entscheiden darüber, ob die Einschätzung der Situation auf dem Stand der emotionalen Erstreaktion verbleibt oder vor dem individuellen Sozialisationshintergrund revidiert wird. Über den genauen Ablauf dieser Bewertungs- und Umbewertungsvorgänge gibt es noch keine Daten. Diese emotionalen Zuschreibungen kommen nur zu einem geringen Teil durch selbst gemachte Erfahrungen zustande. In den meisten Fällen, vor allem bei Kindern und Jugendlichen, reicht jedoch die eigene Erfahrungswelt noch nicht aus, um kritisch abwägen zu können, und so wird auf die Übernahme von Beurteilungen anderer zurückgegriffen, ihre Vorstellungen übernommen. Je kompetenter eine Person erscheint, je höher ihr öffentliches Ansehen ist, desto unkritischer werden ihre Aussagen akzeptiert¹⁰ – eine ungeheure Verantwortung, der sich einflussreiche Personen bewusst sein müssen.

In der menschlichen Frühgeschichte gab es mit Sicherheit auch Wettbewerb um Nahrung und Schlafplätze mit Vertretern anderer Spezies, aber vermutlich auch mit eigenen Artgenossen. Kooperation und altruistisches Verhalten unter den Mitgliedern einer Gruppe dürften bereits bei den frühen Hominiden aus Überlebensgründen mehr als nur wahrscheinlich gewesen sein. Wettbewerb und Kooperation werden von Anfang an das soziale Leben bestimmt haben. An beiden Strategien erfolgreich teilgenommen zu haben, wird einen in der Hierarchie höheren Platz zur Folge gehabt haben.

Eibl-Eibesfeldt sieht in sozialen Gruppen stammesgeschichtlich erweiterte Familien. Verwandtschaftshilfe und reziproker Altruismus spielen eine große Rolle. Doch mit sich vergrößernder genetischer Distanz verändert sich die Situation. Zwischen immer weiter entfernten Verwandten und Nicht-Verwandten erweisen sich unmittelbarer Eigennutz und Rivalität evolutionsbiologisch – zumindest rein rechnerisch – als ebenso zweckmäßig. Zwischen dem Überwiegen der Bereitschaft zum Altruismus und dem Überwiegen von Rivalität werden Gruppengrenzen gezogen.

Unserer rasant veränderten Umwelt hinkt unsere sich – wenn überhaupt, dann nur sehr, sehr langsam – verändernde genetische Ausstattung hinterher. Es kommt zu Fehlanpassungen mit einer Umwelt, für die wir nicht geschaffen sind. Ein Beispiel: Der amerikanische Militärpsychologe *Colonel Dave*

*Grossman*¹¹ hält spezielle Videospiele für ein hochwirksames Trainingsprogramm zum Abstumpfen und Tötenlernen. Er erforscht Faktoren, die den Schritt zum Töten erleichtern oder erschweren. Gesunde Menschen besitzen einen machtvollen Widerstand gegen den Akt des Tötens. Selbst in Augenblicken blinder, besinnungsloser Wut schneiden sie ihrem Kontrahenten nicht die Kehle durch. Beim Militär muss eine Person darauf trainiert werden, zu töten; Sie muss den Akt einüben wie jede Technik, Tötungshandlungen werden konditioniert, Tausende und Abertausende Mal nach dem Reiz-Reaktions-Prinzip eingeübt. In lebensechten Kampfsimulatoren werden Treffer belohnt. Nebenher laufen Brutalisierungs- und Desensibilisierungsprogramme ab. Das Gefühl, allein, höchstens zusammen mit einigen wenigen Eingeschworbenen, einer dunklen, grausamen Welt gegenüberzustehen, in der nur überleben kann, wer Gewalt akzeptiert, ist zur Tötungsdressur förderlich. Nach *Grossman* bildet das Militär entsprechend aus, doch es baut Sicherheitsriegel ein, um nicht besonders gewaltbereite Menschen hervorzubringen: Nur Erwachsene werden trainiert, es herrscht strenge Hierarchie und absolute Disziplin.

Ihm zufolge setzen wir Teenager und Kinder genau denselben Mechanismen aus, die Berufssoldaten zum Töten konditionieren, doch eben ohne die Sicherheitsriegel. Das geschieht durch Gewaltdarstellungen in den Massenmedien, im Arm der Freundin, Popcorn knabbernd im Kino, und viel dramatischer durch gewaltgetränkte interaktive Videospiele. Kinder, die tagtäglich Gewaltexzesse in den Medien sehen, entwickeln eine Art „Böse-Welt-Syndrom“. Sie werden nicht zwangsläufig kriminell, aber sie akzeptieren Gewalt in ihrem Leben leichter als andere.

Die Gewaltvideospiele trainieren erstklassige Pistolenschützen, für Kopfschüsse gibt es einen Sonderbonus, neue Joysticks bieten sogar den Rückstoß, den man bei einer Pistole spürt. Um zu töten, braucht man drei Dinge: eine Waffe, den Willen und das Können. Gewaltvideos trainieren den Willen und das Können. Eine Waffe zu organisieren stellt oft keine große Hürde dar. Es stünde statt dessen an, den Willen zur Humanität zu trainieren, und wieder geht es um Motivationsvermittlung.

4. Mäzene und Widersacher eines vernünftigen und menschlichen Handelns

Wenn wir die Natur des Menschen betrachten, so hat sie in ihrem Verhaltensrepertoire „humane“ Triebfedern, die es zu stärken gilt, andererseits aber auch innere Widersacher von Vernunft und Menschlichkeit, denen wir aber nicht ausgeliefert sind, gegen die wir vielmehr – nach Erkennen dieses Feindes in uns – den Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen können. Die Natur entwickelte die Vorstufen zur Humanität, doch das Ideal der Humanität

9 J. A. Barth, The Automaticity of Everyday Life, in: R. S. Wyer Jr. (Hrsg.), *Advances in Social Cognition*, Vol. 10, Mahwah 1997, S. 1-61; D. M. Wegner/J. A. Barth, Control and Automaticity in Social Life, in: D. T. Gilbert/S. T. Fiske et. al. (Hrsg.), *The Handbook of Social Psychology*, Boston 1998, S. 446-496.

10 E. Kirikilionis, Stereotype, Vorurteile und Fremdenhaß. Ein weiterer Beitrag der Verhaltensbiologie zur „Biopsychosozialen Einheit Mensch“, in: F. Kleinhempel/A. Möbius/H.-U. Soschinka/M. Wassermann (Hrsg.), *Die Biopsychosoziale Einheit Mensch – Begegnungen*. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik, Bielefeld 1996, S. 306-311.

11 D. Grossman/G. Degaetano, *Stop Teaching our Kids to Kill: a Call Against TV, Movie and Video Game Violence*, New York 1999.

ist eine Errungenschaft der Kultur! Um dieses Ideal aufrechterhalten zu können, müssen wir wissen, welche Anteile der menschlichen Natur es stützen und welche ihm zuwider laufen.¹²

Welche Triebfedern der Naturseite sind zu fördern, um damit die Kulturseite zu stärken, mit dem Ziel, den Menschen humaner zu machen?

- *Die Spezialkompetenzen des Säuglings* für die Interaktion mit seinen Bezugspersonen und das *angeborene, intuitive Elternverhalten dem Kind gegenüber*, um beim beidseitigen Bindungsgeschehen, der Voraussetzung für jede spätere Beziehungsfähigkeit, möglichst wenig zu stören.

Ein Beispiel: Wenn wir von aggressiven Risikokindern sprechen, meinen wir Kinder, die zu schnell und zu oft und mit zu heftigen Aggressionen agieren und reagieren. Sie sehen in vielen Interaktionen weit schneller als andere Kinder eine Provokation oder fühlen sich angegriffen. Sie haben dauernd das Gefühl sich wehren zu müssen. Sie erleben die Welt um sich herum als feindselig, sie akzeptieren Gewalt als Normalität, als zu ihrem Leben gehörig. Diese Kinder nehmen auch aggressive Reize, und seien diese noch so sehr zwischen den Zeilen versteckt, sofort wahr; eine rote Alarmlampe geht an, sie werden misstrauisch, sie werden aggressiv. Erst seit kurzem wissen wir, dass sie aggressive Szenen, egal ob selbst erlebt, gesehen oder davon gehört, in ihrem Gedächtnis bevorzugt abspeichern und sie deshalb konkurrenzlos schnell wieder als Reaktionsmöglichkeit zur Verfügung haben.

Bei diesen Kindern finden sich Gemeinsamkeiten in ihrer Kindheit:

Sie haben meist in frühen Jahren eine negative emotionale Grundeinstellung ihnen gegenüber erleben müssen, ihre Hauptbezugspersonen haben sie abgelehnt, keine tragfähige Bindung aufbauen lassen; sie haben zu viele Situationen erlebt, in denen ihre Bedürfnisäußerungen ignoriert oder aggressiv unterbunden wurden. Sie wurden nie empathiert, nicht fähig gemacht mitzuleiden oder sich mit anderen zu freuen.

Zu den aggressiven Risikokindern gehören auch Kinder, deren frühe, gewalttätige Ausbrüche von ihrer Umgebung nicht aufmerksam wahrgenommen und gewaltlos gestoppt wurden, sondern mitunter gebilligt, belohnt und anderntags niedergeprügelt. Sie werden zu Risikokindern, da sie selbst machtbetonte Erziehungsmethoden von ihren autoritären und in ihrem Verhalten nicht einschätzbaren Eltern erleben mussten: Kinder, die Gewalt am eigenen Leib verspürt haben oder Zeuge von Gewalt in der Familie geworden sind.

- Impulse sozialer und emotionaler Kompetenz, so die *Strategien zur Kontaktregulation*, sind als wertvolle Triebfedern der Natur zu fördern. Der größte Wunsch eines sozialen Wesens ist der Wunsch dazuzugehö-

ren, wahrgenommen und beantwortet zu werden, die größte Strafe ist soziale Isolation. Um dieses Bedürfnis abzusichern, hat sich die Natur einige Strategien einfallen lassen, sozial attraktive und somit bewusst zu fördernde: bandstiftende und gruppenstärkende Verhaltensweisen wie begrüßen, verabschieden, anlächeln, streicheln, lieblosen, trösten, schenken, bitten, danken, teilen, seine Hilfe anbieten, um Hilfe bitten, gute Wünsche, sich entschuldigen, versöhnen, Freundschaften aufbauen usw. usf.

Hierher gehören auch Alternativen zu Gewaltlösungen bei Konflikten, kreative Lösungsideen, tragfähige Kompromisse, Schlichtungsversuche, Beschwichtigungen, Intervention eines ranghöheren Kindes zugunsten des schwächeren Streitpartners etc.

- Die angeborenen *Strategien zum Spielen* und zum Erfahrungserwerb, ein stützenswertes naturgegebenes Programm zur Entwicklung jedweden Fortschritts, das die Entfaltung von Kultur, Wissenschaft und Kunst möglich gemacht hat.
- Die *menschliche Denkfähigkeit*, verstanden als „So-tun-als-ob“, ohne die mit dem Handeln verbundenen Risiken für sich oder andere eingehen zu müssen. Denken als ein Stück Freiheit für den Menschen – von der Natur entwickelt, doch auch außerhalb der Existenzabsicherung einsetzbar. Je effizienter die Lebensstrategien wurden, je weniger Zeit benötigt wurde, um den täglichen Nahrungsbedarf zu decken, um so mehr konnte sich der Mensch anderen Dingen widmen, spielerisch, gedankenspielerisch – vielleicht unsere größte Chance.
- Selbst beim Thema *Aggressivität* sind förderungswürdige Aspekte zu finden, denn Aggression ist vielursächlich, sie hat positive Seiten, einen biologischen Sinn für den Einzelnen, für seine Sozialgruppe, für unsere Gesellschaft:

Die *Aggression aus Frustration* sorgt die ganze Kindheit und Jugend dafür, dass Defizite bei der Befriedigung wichtiger Bedürfnisse sichtbar und dadurch auch behebbar werden. Sie ist oft die einzige Chance, die ein eingeeengt erzogenes, überbehütetes Kind hat, um auf seine Einschränkungen hinzuweisen, um sich bewegen, spielen, Neues ausprobieren und auch einmal etwas Riskantes wagen zu können.

Die *aggressive soziale Exploration*, im Volksmund Trotzen, Provozieren genannt, ist eine für viele Altersgruppen typische, sehr wichtige Aggressionsform, bei der das Kind versucht, gegen alle Widerstände aggressiv anzugehen, um zu erfahren, wo sein Wille durchsetzbar ist und wo sich unüberwindbare Grenzen herausbilden. Das Kind muss gegen soziale Regeln aktiv verstoßen und Reaktionen provozieren, um seinen alterstypischen Handlungsspielraum auszuloten, um soziale Orientierungshilfen zu erhalten. Versuche, diesen Konflikten auszuweichen, müssen weitere, verschärfte Provokationen bringen, da der Interaktionspartner bislang seine Antwort schuldig blieb. Nur das Setzen konsequenter, aber auch einsichtiger Grenzen schafft die so wichtigen klärenden Verhältnisse.

¹² B. Hassenstein, Zur Natur des Menschen: Innere Widersacher gegen Vernunft und Humanität? in: Wissenschaft und Fortschritt 41, 1991, S. 147-152, 193-198.

Diese aggressiven Vorstöße sind nicht etwa abzudressierende Ungezogenheiten, sondern ein wichtiger Teil des sozialen Lernens. Zwei ideologisch begründete extreme Erziehungskonzepte werden allein schon aus diesem Grund dem Kind nicht gerecht: die bestrafende Verweigerung einer Versöhnung durch die Eltern nach einer für die kindliche Entwicklung wichtigen Trotzreaktion sowie die antiautoritäre Erziehung, die dem Kind durch zielloses Gewährenlassen das Kennenlernen von wohltuenden Grenzen und damit auch von Sicherheitsgefühlen verweigert.¹³

Die *Aggression zur Verteidigung* akzeptieren, ja fördern wir, da wir ihren Sinn erkannt haben. Ein Kind verteidigt sich selbst, es verteidigt aber auch ihm nahestehende andere Kinder, es verteidigt ihm liebgewordene Gegenstände und Spielplätze. Es verteidigt seine Selbständigkeit, seine Spielidee und seine Pläne, indem es andere Menschen zu bestimmten Handlungen veranlasst oder sie an ihm zuwiderlaufenden Handlungen zu hindern versucht. Sich verteidigen können, Einfluss nehmen können, bedeutet sich selbstwirksam zu erleben.

Bei der *spielerischen Aggression* werden aggressives Agieren und aggressives Reagieren nur gespielt. Die gezeigten Einzelelemente stammen tatsächlich aus dem aggressiven Verhalten, doch werden sie nur angedeutet oder abgeschwächt eingesetzt; niemand soll geängstigt oder verletzt werden. Man arbeitet mit self-handicapping und Verschnaufpausen, um mit ganz unterschiedlich starken Kampfspielpartnern agieren zu können. Hier lernt man das Einhalten von Spielregeln, fair play. Es ist nicht Aggression, die zum Agieren veranlasst, sondern verbindende Spielbereitschaft. Nicht etwas, was wütend gemacht hat, löst einen Kampf aus, sondern Lust auf spielerisches Kämpfen und genussvolles Jagen mit einem ausgewählten Spielpartner. Unsere Angst vor Tätlichkeiten und unsere Berührungängste bezüglich körperlicher Auseinandersetzungen machen die spielerische Aggression pädagogisch unbeliebt und verhindern, dass Kinder Erfahrungen mit spielerischer Aggression sammeln können – bedauerlicherweise, da ihre Funktion als gruppenbindendes Element, als Kontakt- und Befriedigungsstrategie in Konflikten nachgewiesen ist.¹⁴

Zwar zuletzt genannt, da hier nicht näher darauf eingegangen werden kann, aber dennoch erwähnenswert sind zwei weitere sinnhafte aggressive Komponenten mit Naturbasis: die *Leistungsbereitschaft* im Wettstreit und die *Zivilcourage*, einer der Grundpfeiler einer humanen Gesellschaft.

13 G. Medicus, Humanethologische Aspekte der Aggression, in: W. Schöny/H. Rittmannsberger/C. Guth (Hrsg.), *Aggression im Umfeld psychischer Erkrankungen. Ursachen, Folgen, Behandlung*, Linz 1994.

14 G. Haug-Schnabel, Aggressionen im Kindergarten. Praxisbuch, Freiburg 1999. G. Haug-Schnabel, Humanethologie. Die Biologie des menschlichen Verhaltens – eine Disziplin auf der Suche nach einem Weg zwischen den Extremen, in: M. Schmitt (Hrsg.), *Lexikon der Biologie*, Bd. 10 Biologie im Überblick, Freiburg 1992, S. 491-496.

Allein die Sozialisation lehrt, welche Teile der Aggression ausgelebt und ihr Erfolg genossen werden darf, und welche schnellstens zu zügeln gelernt werden müssen, weil sie dem humanen Menschenbild unserer Lebensgemeinschaft widersprechen. Gerade bei dieser wichtigen Sozialisationsaufgabe macht sich die abnehmende Erziehungsbereitschaft der Eltern aufgrund von allgemeiner Verunsicherung und dominierender Bequemlichkeit negativ bemerkbar.

Wir werden zwar als Menschen geboren, aber Menschlichkeit müssen wir lernen!

Nach unserem heutigen Wissen scheint die Humanität keine reine Erfindung der Kultur zu sein, da sie bereits auf den frühen Stufen der Evolution zum Menschen zumindest in Form kooperativen und altruistischen Verhaltens eine Überlebensnotwendigkeit war. Die Natur bot die für die weitere kulturelle Entwicklung zur Menschlichkeit nötigen ersten Voraussetzungen.

Gleichzeitig darf nicht vergessen werden: „So sehr auch die Menschlichkeit von manchen unserer Naturanlagen mitgetragen und unterstützt wird – als umfassendes, übergeordnetes Prinzip ist sie ein geistiger Entwurf, also eine Errungenschaft der menschlichen Kultur. Bei anderen Geschöpfen gibt es zwar einige Beispiele für Verhaltensweisen, die man – im übertragenen Sinn – menschlich nennen würde. Aber dies sind seltene Ausnahmen: Als Gesetz kennt die außermenschliche Natur keine Menschlichkeit; dieses Prinzip ist aus der Natur nicht abzulesen.“¹⁵

Die Evolution hat uns zum Menschen gemacht, aber sie gibt uns keine menschlichen Normen und Werte vor, da sie sich jenseits von Gut und Böse abspielt. Von beobachtbaren biologischen Verhaltenszusammenhängen kann noch lange nicht auf erwünschtes Verhalten geschlossen werden. Werte müssen von uns entwickelt und Normen müssen von uns gesetzt werden. Es lohnt sich dennoch, die Wurzeln unseres Sozialverhaltens zu reflektieren, nicht um unser Tun besser entschuldigen zu können, sondern letztendlich, um unsere sozialen und ethischen Forderungen mehr in Einklang mit unseren biologischen Möglichkeiten bringen zu können.

Der Begriff „Natur des Menschen“ markiert die Alternative zur kulturellen oder geistigen Seite des Menschen. Beide müssen als primär unabhängige Wurzeln seines Handelns angesehen werden. Es gibt überwiegend oder fast rein biologisch bedingte und überwiegend oder fast rein kulturell bedingte Geschehnisse, in denen die jeweilige Komponente klar als eigenständiger Faktor hervortritt.

Lorenz und *Eibl-Eibesfeldt* haben besonders eindrucksvoll betont, dass gerade im Bereich des sozialen Verhaltens unsere Aktionen und Reaktionen zu einem beträchtlichen, aber bisher ungenügend bekannten Ausmaß durch

15 B. Hassenstein, Zur Natur des Menschen: Innere Widersacher gegen Vernunft und Humanität? in: *Wissenschaft und Fortschritt* 41, 1991, S. 147-152, 193-198.

stammesgeschichtliche Anpassungen determiniert sind. Es besteht ein Missverhältnis zwischen den „ungeheuren Erfolgen“ des Menschen in der „Beherrschung der Außenwelt“ und in seiner „niederschmetternden Unfähigkeit“, die innerartlichen Probleme zu lösen. Unser Verhalten entwickelte sich in jener Zeit, in der unsere Ahnen als pleistozäne Jäger und Sammler in Kleingruppen lebten. Wir haben uns biologisch in den letzten zehntausend Jahren nicht geändert, wir haben aber eine Umwelt geschaffen, für die wir nicht geschaffen sind: „Wir müssen uns kulturell an die neu geschaffenen Situationen anpassen und können es wohl auch, vorausgesetzt, wir wissen über die potentiellen Stolperstricke unserer phylogenetischen Programmiertheit Bescheid.“¹⁶

Humanität muss man lernen. Wie ist es angesichts der Natur des Menschen um einen Erziehungs- und Bildungsauftrag bestellt? Der Mensch ist von Natur aus lernbegeistert, vom frühesten Säuglingsalter bis ins hohe Alter. Das ist nicht das Problem. Es geht um die Lerninhalte. Der Erziehungs- und Bildungsauftrag muss Erziehung zum Menschen, Bildung im Menschsein umfassen: Stärkung und Achtung der Persönlichkeit, Verantwortung, Vernunft, Friedensliebe, Humanität und Toleranz. Die Natur lässt Raum für Kultur. Pädagogik und Kultur müssen ihren Einsatz kennen: Worauf können sie zurückgreifen, wo muss umgelernt, welche Impulse unterbunden werden? Es sollte allen Verantwortlichen klar sein, wie dünn der Mantel der Zivilisation noch ist.

16 I. Eibl-Eibesfeldt, Ethologie, Biologie des Verhaltens, in: F. Gessner (Hrsg.), Handbuch der Biologie, Bd. II, Frankfurt 1966; I. Eibl-Eibesfeldt, Der Mensch – das riskierte Wesen. Zur Naturgeschichte menschlicher Unvernunft, München 1988.